



Am heimlichen Herd

Unterhaltungsbeilage zum „Wilsdruffer Tageblatt“ — Amtsblatt.



Das Andenken

Skizze von Hermann Hesse.

Jan van Linden legte die Lupe beiseite. Zusammen mit den Diamanten, die er sorgfältig durch das scharf geschliffene Glas geprüft hatte, bildete jetzt das für seinen Beruf unentbehrliche optische Instrument auf der roten Porphyrtafel des Tisches ein Stilleben, wie man es nur in seinem Palaste an der Heeregracht fand. Denn seit Befestigung der Bureau beherrschte Jan van Linden die Diamantenbörse von Amsterdam.

Schicksalsfänger waren die Schleifereien in der Joden-Breestraat sein Dominium geworden, seitdem er vor nun mehr als dreißig Jahren in London die Bekanntschaft mit James Colman gemacht hatte, denn der begründete die „Oranje Diamond Company“ in Bloemfontein.

Jan van Linden war müde. Die Sechzig, die er längst überschritten hatte, machten sich fühlbar, und seine schwächer werdenden Augen blendete dieser Schätze unerhörter Glanz. Er war einer der Reichsten in der reichen Stadt. Freilich, seiner Person sah man das nicht an. Das schwarze Samtkäppchen, das er wegen des feuchten Klimas im Hause zu tragen pflegte, und der seidene Schlafrock, von dem er sich in den Stunden des Vormittags niemals trennte, verliehen seiner schon gebeugten Erscheinung etwas Urgröpätherliches und ließen den Gedanken an einen Nachthaber einfach nicht zu.

Auch eben wieder nicht, als Willem, der Diener, über die Schwelle des fürstlich möblierten Salons an der Heeregracht trat. — Der Greis, der noch ein paar Fährchen mehr als sein Herr auf dem Rücken haben mochte, hielt eine Visitenkarte in der Rechten. „Eine Frau, Mijnheer van Linden.“

„Eine Frau, Willem?“
„Vielleicht auch eine Dame.“
„Jung oder alt?“
„Weber die Fünfzig.“
„Und sonst?“
„Eher arm als wohlhabend.“

Jan van Linden griff nach der Karte. Er muß sich der Lupe bedienen, um lesen zu können. „Antje Eijnden in Erinnerung an James Colman.“

„Ja lasse bitten.“
Willem zog sich zurück, und Antje Eijnden erschien. Ein noch immer zierliches Geschöpf, dessen eingefallenes Gesichtchen auch heute noch von vergangener Jugendlichkeit erzählte, obwohl der Schnee des beginnenden Alters unter der schwarzen Locke hervor drang. Fadedit und Kleid in der gleichen düsteren Farbe unterstrichen den ersten Anlaß dieses Besuches. Jan van Linden fuhr wie aus einem Traume auf.

„Antje.“
„Mijnheer van Linden!“
„Nehmen Sie Platz!“
„Ich bin so frei.“ Die kleine Frau setzte sich auf den Rand des Divans, zu dessen Füßen ein kostbarer Berber lag. Ganz in der Art und Weise eines Menschen, dem eine unbendliche Ehre zuteil wird und der seinen Mißbrauch mit dem ihm nicht Zustehenden treibt.

„Roch immer hielt Jan van Linden die Visitenkarte in der Hand. Der Anknüpfungspunkt war gegeben. Darum sagte er jetzt, das Auge nicht von dieser Karte wendend: „In Erinnerung an James Colman, Antje!“

„Ja, Mijnheer van Linden.“
„Wie lange ist das jetzt wohl her?“
„Am 23. Januar werden 32 Jahre darüber hingegangen sein, daß James nach Südafrika ging.“
„Zwöundsreichzig Jahre?“
„Ja!... und am 17. Juli achtzehn, daß er in Sadsmitz gestorben ist.“

„Im, richtig, Antje, und ihm verdanke ich alles.“
„Ihm und Ihrer eigenen Leichtigkeit.“
Eine lange Pause setzte ein. — Man sah es Jan van Linden an, daß kein Anlaß der Frau und bei deren Worten der Vergangenheit noch einmal in großen und flüchtigen Bildern an ihm vorüberzog. Darum wunderte er sich auch über die Frage, die Antje nun an ihn richtete, ganz und gar nicht.

„Und Sie, Mijnheer van Linden, Sie haben niemals geheiratet?“
„Nein, Antje, ich bin Junggeselle geblieben. Man hat seine Marotten. Man hat sie nicht allein, man hat sie wie Sie!“
Antje Eijnden senkte den Kopf.

„Wie lange hat das eigentlich damals zwischen Ihnen und James gedauert, Antje?“
„Zwei Jahre, Mijnheer van Linden. Als sein Vater nicht nachgab, ging James nach Afrika.“
„Und begründete mein Glück.“
„Und zerstörte das meine.“

Wieder herrschte peinliches Schweigen... Auf einmal sagte die Frau: „Ich habe eine Bitte an Sie, Mijnheer van Linden!“ — Dabei hielt sie ein Lederetui in der Hand. „Es ist ein Andenken von James. Einen großen Wert hat es ja nicht. Immerhin! Eine Schnur künstlicher Perlen.“

„Kam“, machte da Jan van Linden. „Künstliche Perlen? Das glaube ich Ihnen einfach nicht, Antje. Ein Mann wie James! Ein so hochbegabter und ein so großzügiger Mann! Nein, nein! Der und künstliche Perlen!“

„Und doch ist dem so, Mijnheer van Linden. James hat diese Kette vor meinen Augen in Dsfordstreet gekauft und mit fünf Pfund bezahlt, weil ich mich weigerte, kostbare Geschenke von ihm anzunehmen. Es sollte und durfte nichts anderes als ein Andenken an ihn sein! Aber heute...“

„Heute, Antje?“
„Heute leide ich Not, Mijnheer van Linden, und fünf Pfund sind fünf Pfund.“
„Zeigen Sie doch einmal her!“ — Das Etui glitt in die Hand Jan van Lindens. Er schlug den Deckel zurück... Und nach einer Weile sorgfamer Betrachtung kam die Entscheidung: „Sie irren, Antje. Diese Perlen sind echt.“

„Unmöglich!“
„Aber doch! Wenn ich es sage! Sollte James die falschen wirklich vor Ihren Augen in Dsfordstreet gekauft und mit fünf Pfund bezahlt haben, dann verkauft er sie nachträglich. Denn daß er Ihnen kein wertvolles Geschenk machen konnte und wollte, steht bei mir fest. Ich zahle 25 000 Gulden für diese Perlen.“

Schon war das Etui samt seinem Inhalt in van Lindens tiefer Schlafrocktasche verdrückt.

Seine Hand schrieb einen Scheck. „Bitte an der Kasse der Niederländischen Bankvereinigung einzuzahlen!“

„Ist das denn wahr, Mijnheer van Linden?“
„Das ist wahr, Antje.“
„Wirklich wahr?“
„Wirklich wahr! James würde Dich doch nicht in Not wissen wollen. Oder meinst Du etwa?“

„Ganz gewiß nicht.“
„Also, hole Dir das Geld von der Bank. In Erinnerung an James Colman.“

„In Erinnerung an ihn, Mijnheer van Linden.“
Schweigend reichten sich beide zum Abschied die Hände.

Als Antje Eijnden draußen war, seufzte Jan van Linden: „Das war das erste Mal in meinem Leben, daß ich falsche Juwelen für echte gekauft habe, und doch konnte ich alter Karr nichts anderes mehr für sie tun.“

Heimweg

Kein sel'ger Wandern als nach Hause gehen,
Wenn tief im Herzen Heimatlieder klingen.
Wer mag sie süßer wohl, als Heimweg singen?
Die Bäume neigen sich... die Winde wehen.

Vertrauten Gruß, und dein Sehnen schwebt
Auf weichem Flügel zu der lieben Schwelle.
Verdurstend kiest du an der heil'gen Quelle,
Darin der Abglanz deiner Sterne weht.

Kein sel'ger Wandern als nach Hause gehen!
Längst wandert Liebe ungesehen mit,
Kränzt dir den Pfad und deiner Heimat Lor.

Und was dein Herz an Freude je verlor,
Was es da draußen kämpfte, litt und stritt,
Grüßt dich verklärt von deiner Heimat Höhen.
Marie Sauer.

Der Retter

Skizze von Walter Gutzsch.

Elf Minuten nach Mitternacht schrill die Glocke. „Katastrophe! Gasometer-Explosion! Billinger Straße!“
Im Nu ist der Brandmeister aus seiner Schläfrigkeit emporgewacht. Er schaltet die Scheinwerfer ein und nimmt auf der Treppe die Order in Empfang. Gleichseitig haben die Leute die Helme übergestülpt und die Maulwurfsmästen umgeschmalt. Der Anlaßer pfeift, einmal, zweimal: da — der Motor brüllt auf. Das grüne Eisentor der Halle öffnet sich. Die Motorpumpen klirren vom Hinaufspringen der Männer. Nun sind sie alle oben. Rein, einer fehlt noch. Falschungslos sieht er neben dem donnernden Motortrad des Branddirektors.

„Besche!“ schreit der Leutnant vom Wagen herunter. „Sind Sie verrückt?“
Mit erschrockenem Satz ist der Angerufene auf dem Tritt des schon fahrenden Löschzuges. Ein blechernes Signal ertönt. Jetzt die Kurve auf dem Dammt. Das Gully klappert. Einige Augenblicke danach knarrt das Motortrad vorüber.

„Gasometer II soeben in die Luft! Hunderte von Menschenleben —! Der große — darf nicht —“
Vorbei. Die Stimme des Branddirektors ist im Fahrgeräusch verweht. Und der Wagen fliegt hinter ihm her, ein tollbraun glühender Pfeil inmitten der Nacht. Häuser, Bäume, Laternen flutschen wie Striche vorbei. Drüben, über den Dächern, steht der Himmel in gläsernem Rot!

Billinger Straße!
Der Mann, der zuletzt auf das Auto gesprungen ist, würgt den Helm fester. Der Schweiß klebt ihm im gebräunten Gesicht. Er fühlt das Entsetzen auf sich zukommen. Er sieht das brennende Gas wachsen und wachsen. An dem grauen Hause wird es empor schlagen, riesenhaft... Und sie — ach, die zerplatzenden Mauern werden ja längst über ihrer Stirne zusammen gestürzt sein!

Besche schüttelt sich. Seine Augen schließen sich im Zugwind. Erinnerungen flattern um ihn. Er vermischt die Stimme des Mädchens zu vernahmen. Er denkt an das letzte Mal. Und vergißt die zehn Monate, die dazwischen liegen.

Währenddessen heult der Wagen in steigender Geschwindigkeit. „Verdammt! Schon vierzig Sekunden —!“ knarrt der Brandmeister von seinem Sitz herunter.
Besche überhört es. Er lächelt. Er weiß nicht mehr, daß er fährt. Der Frühling des verstorbenen Jahres rauscht um ihn. Amseln singen. Und am Rande des Mooswaldes hängt der Nebel im Sonnenglask. Und ein Weg ist da mit Brombergbüsch und einem kleinen Gehöft. Dahinter weitet sich Herdeland. Sonnenstill.

Der Wagen rast, knirscht. Springt in den Kurven. Achzend saugen die prallen Räder die Straßenenden auf.
Damals, als der Vollmond noch über dem Giebel hing, hatte sie die Mandoline genommen und ihm in Liebe auf seine Frage geantwortet. Und er war aus der Laube geschlichen, ein Karr vor Glück. Dann kam das Unheil. Ihr Vater starb. Die verschuldete Wirtschaft mußte aufgegeben werden. Die Mutter erkrankte. In bitterster Not zogen die beiden Frauen in ein schäbiges Mansardenstäbchen in der Billinger Straße, wo Ilse sich mühsam mit Besticken von Wäsche durchschlug. Das war der Herbst.

Rascher und rascher furcht der Wagen durch die rote Nacht, als müße er den Silberlegel seines eigenen Scheinwerfers einholen. Die zweite Querstraße ist die Billinger Straße.

An jener Ecke dort hatten sie voneinander Abschied genommen. Das Glück der Ehe dünkte sie beide unerreichbar. Seine Einkünfte waren zu gering. Sie selber — stellunglos — hatte ihre schwerkranken Mutter zu pflegen. Als sie die Hände voneinander lösten, gelobten sie, sich niemals wieder zu sehen.

Da — ein Ruck! Der Wagen bremst. Zur Rechten Feueranzug. Aufstreiben einer zerteilten Menschenmenge. Kommandorufe. Stopp.

Zwei Mann springen vom Auto in die taghelle Nacht. Der Hydrant wird aufgerissen. Die Pumpe arbeitet. Vorwärts. Behelmte Gestalten verschwinden in Volkensnäueln. Es gilt, den großen Gasometer zu retten. Besche ist mit dabei. Er sieht nichts, er hört nichts. Er weiß nur, daß mit der Explosion des Kolosses das ganze Straßennetz verloren ist. Und mit ihm das Haus links, das alte graue Haus. Wie ein Wahnsinniger tappt er weiter.

Plötzlich blitzen die Köpfe des Branddirektors hinter dem Eisengefänge auf. „Alle Mann zurück! Straße räumen!“ Und schon hat die Polizei Schrecksalben abgegeben, um die Zuschauer in die Nachbarstraßen abzurängen. Ihnen nach haften die Feuerwehrleute, verzweifelt das brennende Grundstück verlassend. Da ist der wahre Herzensabbath los. Die Eisenleiter der beiden explodierten Gasbehälter beginnen sich auf die Seite zu legen, während die flackernden Gasfäden nach dem riesigen Teleskop-Gasometer hinüber drohen. Hundert Meter darüber hängt eine violette Wolke. In ihrem Glanz sieht man die Giebel der angrenzenden Häuser rauchen. Die Fenster sind zersprungen, die Treppen verschwelt.

Besche —? Er ist als einziger auf dem Feuergefänge zurück geblieben. Er weiß wohl: In wenigen Sekunden wird der Mantel des stählernen Niesens zu glimmen anfangen. Und dann — Aber er denkt nicht. Rauchschwaden flattern ihm vor die verquollenen Augen. Dazwischen sieht er purpurne Schatten an der geteerten Seitenwand des Mietshauses auf und nieder huschen. Noch hoffen in ihm verlorene Menschen. Noch ist vielleicht in der Mansarde oben —

Er kann den Gedanken nicht ausdenken. Er muß vor ihm flüchten. Jenseit wohin. In die Luft. In den brandigen Himmel. Und er flüchtet wirklich. Eine Leiter rennt er empor. Eine Eisentreppe an dem gefährdeten Gasometer. Mit lahmer Hastigkeit klettert er. Jetzt der Laufflug. Dann Stufen. Gleich ist er oben. Ja, jetzt. Er läuft um den Führungsring. Er ist so hoch wie im fünften Stock. Könnte er zwanzig Meter durch die brennende Luft springen, er wäre bei ihr, die nun wahrscheinlich vergeblich auf Hilfe wartet. Unter ihm lodert das Nichts. Von der Straße her tönen Schüsse durch das Knistern der Glutwolken, die aus den beiden Kratern links zu ihm empor branden. Was will er hier? Die Sekunden fliehen. Es muß jeden Augenblick geschehen...

Da — seine Hände wissen nicht, was er tut. Mit einem ungeheuren Schlage seiner Art hat er das große Ventil der Haube zertrümmert. Aufsteigend wirft das besetzte Gas ihn an die Eisenbrüstung zurück. Aber er hält sich. Er unterbrückt den Atem. Er taumelt seitwärts. Seine Hände bluten. Das entscheidende Gas neben ihm singt mit hohlem Donnern. Noch hat es nicht Feuer gefangen. Der Gasometer fällt schnell... Hinunter! Besche rennt auf dem Eisenteg. Er klettert und springt. Und hat mit einem Male Boden unter den Füßen. Und da ist auch der Jaun schon, der Asphalt der geräumten Straße. Draußen, im Hinstürzen, sieht er noch — der Gasometer brennt; aber er ist nicht explodiert! Eine grünlich geträufelte Walze steigt friedlich aus dem zertrümmerten Ventil, während der gerippte Kessel vollends in sich zusammenstößt.

Eine halbe Minute später stürmen die Mannschaften auf das Gelände. Die D-Rohre treten in Tätigkeit. Berge von Wasser klatschen auf die Nachbarhäuser, um sie vor dem gefährlichen Element zu schützen. Und es gelingt. Die eingeschlossenen Bewohner werden mit Hilfe von Leitern und Sprungtüchern gerettet, darunter auch ein klaffes Mädchen, das am Bette der sterbenden Mutter vom herein wirbelnden Qualm betäubt worden war...

Drei Tage danach ist Eberhard Besche, dessen Name nunmehr durch alle Zeitungen geht, zum Leutnant befördert. Der erste Besuch, den er im Hospital empfangen darf, ist eine schwarz verschleierte Dame. Minutenlang sprechen die beiden kein Wort, ehe sich ihre Hände zueinander tasten.

• Vermischtes •

Die blauen Papageien von Stadlau. In dieser Zeit in der die ganze Welt die Papageientrauerheit zu haben glaubt, verdient Stadlau bei Wien besondere Beachtung. Nicht weit vom Stadlauer Telegraphenamt liegt nämlich die größte, gegenwärtig etwa tausend Vögel beherbergende Papageienfarm Europas. Aus ihr kamen jene blauen Wunderpapageien, die als Lebenswürdigkeit in europäischen Tiergärten gehalten werden. Der Telegraphenbeamte Norbert Grassl, der als Original anfing und heute ein Ornithologe von Belust ist, hat diese Papageien durch kunstvolle Züchtung geschaffen. Er kaufte von seinem nicht eben hohen Monatsgehalt Papageien, nicht als Papageien. Seine Kollegen lachten ihn aus, aber bald sollte ihnen das Lachen über den „Sonderling“ vergehen. Der Telegraphenbeamte war nämlich darauf gekommen, daß es merkwürdigerweise in der Welt noch keine blauen Wellensittiche gab. Also erkaufte Grassl den Papagei, dessen Gesieder mit der Bläue des Firmamentes weitest. Aber es gibt in Stadlau außer himmelblauen auch kobaltblau und dunkelblau Papageien — für jeden Geschmack etwas. Und als Norbert Grassl seine Papageien fertig hatte, ging er hin und verlangte für ein Pärchen 4000 Mark. Und das zahlte man ihm! Der Preis ist dann allerdings stark und noch stärker gesunken, und heute produziert Stadlau die himmelblauen Paritäten beinahe schon ein gros, so daß es eigentlich nicht erst der Papageientrauerheit bedurfte, damit eine Bläue in Papageien erzielt werde. Die Stadlauer Sittiche und Papageien haben sich an unser Klima gewöhnt und legen auf Tropenklima nicht den geringsten Wert. Selbst in der kalten Jahreszeit halten sich die meisten mit Vorliebe im Freien auf, natürlich hinter Drahtgittern.

Abonnieren Sie das Wilsdruffer Tageblatt